Freiheit statt Drill

Global Village: *Eine Britin bringt europäische Reformpädagogik nach China.*

Paula Zhou aus Wales war stolz, sie hatte gerade das dritte Montessori-Haus von Peking eröffnet, alles bestens, doch ihr chinesischer Schwiegervater wunderte sich. Er hatte in der Zeitung von der neuen, verrückten Schule gelesen, und er fragte Zhou, wie das denn bitte gehen solle: Erziehung ohne Schläge?

Haus Nummer Drei liegt nordöstlich des Stadtzentrums, im Foyer ist es laut, Kinder tollen über den Boden, spielen mit einem Ball. Hinter großen Glasfenstern liegen die Klassenzimmer, die Wände sind bunt. Gerade ist Freiarbeit, die Kinder entscheiden selbst, was sie lernen wollen. Sie sitzen im Kreis, malen, kneten und basteln. Weil die Luft von Peking heute zu dreckig ist, müssen sie drinnen bleiben.

Auf Paula Zhous Schreibtisch steht ein silbernes MacBook, an der Wand hängen Pappmaché-Skulpturen der Kinder. Zhou, 35, wurde in einer walisischen Kleinstadt geboren. Sie studierte Jura, ging als Austauschlehrerin nach China, absolvierte eine Montessori-Ausbildung in London und ging zurück nach Peking. Sie hatte sich in einen Chinesen verliebt. Seit sechs Jahren leitet sie die Montessori-Vorschule in Peking und betreut mehr als 300 Kinder im Alter von ein bis acht Jahren.

KATHARINA HESSE / DER SPIEGEL

Montessori-Erzieherin Zhou: *Kinder sollen Fehler machen*

Montessori-Pädagogik folgt der Idee einer Italienerin, Maria Montessori. Die glaubte, dass Kinder neugierig sind und von sich aus lernen wollen. Deshalb brauchten sie keinen Druck, deshalb dürfen Kinder an Montessori-Schulen viel in Freiarbeit lernen. Die Lehrer helfen ihnen dabei, geben Anleitung, bestimmen aber nie, wie schnell die Kinder vorankommen sollen, geben keine Noten.

Montessori-Pädagogik und China hatten bislang eher wenig miteinander zu tun. In Deutschland gibt es Montessori-Schulen in jeder mittelgroßen Stadt. In China sind sie so gut wie unbekannt.

Im Jahr 1992 eröffnete die Schule in Peking, sie richtete sich zuerst ausschließlich an westliche Ausländer. Der Konkurrenzkampf fängt schon bei Kleinkindern an, die Schule hier kennt bis heute wenig Freiheiten, dafür viel Zwang. In chinesischen Schulen pauken bis zu 60 Schüler in einer Klasse, das heißt: dem Lehrer nachsprechen, den Stoff auswendig lernen, die Prüfungen bestehen.

Der chinesische Staat mag strebsame Bürger, vor allem solche, die in ihrem Streben nicht nach rechts und links schauen, nur vorwärts. Er mag Kinder, die keine Fehler machen. Maria Montessori fand, Kinder sollen Fehler machen, sie sollen stolpern und sich das Knie aufschürfen, sie werden daraus lernen und beim nächsten Mal aufpassen.

Paula Zhou sagt, chinesische Kinder seien nicht anders als deutsche. Montessori funktioniere in Peking ebenso wie in Berlin. 120 kleine Chinesen lernen inzwischen bei ihr, am Anfang waren deren Eltern noch skeptisch. Warum ihre Tochter mit vier immer noch nicht lesen könne, fragten sie. „Nur Geduld“, sagte Zhou dann, „jedes Kind hat sein eigenes Lerntempo.“

Wo denn die Arbeitsblätter, die Hausaufgaben blieben, und warum es keinen Lehrplan gebe, fragten sie wieder in der ersten Grundschulklasse. „Manchmal“, sagt Zhou, „ist es frustrierend.“

Es gibt jemanden, der gegen sie arbeitet. Eine Frau, die Amy Chua heißt, eine chinesisch-amerikanische Professorin, Tiger-Mom genannt, Autorin des Buches „Die Mutter des Erfolgs“.

Chua schreibt, dass Kinder durch Disziplin und Strenge ihre Stärken entwickeln. Sie zwang ihre Tochter, stundenlang Klavier zu spielen, und drohte damit, ihre Stofftiere zu verbrennen, sollte sie aufbegehren. Als die Tochter ihr zum Geburtstag eine Karte bastelte, sagte Chua, die Karte sei nicht hübsch genug. Sie müsse eine neue malen.

Die ältere Tochter ist inzwischen eine ziemlich gute Pianistin, und deutsche Talkshows beschäftigte in den vergangenen Monaten die Frage, ob wir zu lasch mit unseren Kindern umgehen.

Es gibt die Meinung, mehr Disziplin könne nicht schaden. Es gibt Eltern, die sich Amy Chuas Buch kaufen, weil sie von ihr lernen wollen. Es gibt das Bedürfnis nach strebsameren Kindern. Mehr Fleiß, kleinere Klappe.

Amy Chua nennt sich Tiger-Mom und möchte mehr Drill auch im Westen durchsetzen. Paula Zhou ist die Anti-Tiger-Mom. Sie möchte europäische Reformpädagogik nach China bringen. Zhou sagt, sie sei überzeugt, dass nicht der Westen mehr Drill, sondern China mehr Montessori brauche.

Es stimme, das chinesische Schulsystem bringe manchmal Genies hervor. Sechsjährige, die Klavier spielen wie kleine Götter und Gleichungen lösen, als wäre ihr Gehirn ein Taschenrechner. Doch diese Kinder könnten manchmal nicht allein auf die Toilette gehen. Ihre Eltern hätten es ihnen nie beigebracht. Zu Hause ging es immer nur um Musik oder Mathematik. Auf diese Weise, glaubt Zhou, wird ein Land zur Produktionshalle der Welt. Zur Ideenfabrik aber wird es nicht.

Die Bauarbeiter, die in Peking die Wolkenkratzer hochziehen, haben einen Vorarbeiter. Der Vorarbeiter hat einen Ingenieur. Der Ingenieur hat einen Plan. Doch den Plan, den hat ein Architekt erstellt. Mit Phantasie.

Paula Zhou blickt auf die Pappmaché-Figuren der Kinder an der Wand und trinkt einen Schluck heißes Wasser. So ist es in China üblich. Für die Zukunft brauche das Land Menschen, die denken können. Die Ideen haben. „Phantasie“, sagt sie, „kann man nicht pauken.“

Raphael Geiger